

Spielend lernen – lernend spielen

von Daniel Wirz, Zug

Einen schönen, guten Abend liebe Eltern, liebe Kolleginnen, liebe Kollegen.

Als Überleitung will ich Ihnen ein Buch ans Herz legen, verfasst von Maria Luisa Nüesch: „Spiel aus der Tiefe“.

Ich habe bei diesem Buch Geburtshilfe geleistet und empfehle es sehr gerne weiter. Kenne kaum ein anderes Buch, das mit so wenigen schlichten Worten so viel Bedeutsames auszusagen vermag. Was ich an diesem Buch ganz besonders schätze: Es ruft bei Leserinnen und Lesern eine Stimmung, eine innere Haltung hervor, die ich für ein vertieftes Verständnis der Natur des Kindes für ganz wesentlich halte. Will diese Stimmung einmal mit „Andacht zum Kleinen“ umschreiben.

Ich soll zu Beginn auch etwas zu meiner Person sagen. Von den äußeren Daten will ich Ihnen nur ganz wenig verraten. Mein Leben gilt den Kindern. Ihnen verdanke ich unsagbar viel. Habe fünf eigene zwischen viereinhalb und dreißig Jahren. Ausserdem habe ich noch einige andere „Kinder“ in die Welt gesetzt. Eines davon ist der Freie pädagogische Arbeitskreis (FPA), der inzwischen auch schon wieder 30 Jahre alt geworden ist. Er ist eine – so könnte man sagen – alternative Vereinigung von Lehrerinnen und Lehrern in der Schweiz. Vor geraumer Zeit tat ich mich mit ein paar Gleichgesinnten zusammen. Was uns damals verband: Ein wachsendes Unbehagen gegenüber der Schule und ihren Entwicklungstendenzen. Dass eine Reform der Schweizer Schulen anstand, war kaum umstritten. Aber in der Frage, was denn da geändert werden soll, gingen die Meinungen weit auseinander. Ein Grossteil der damals diskutierten Reformen empfanden wir als Flickwerk. Es waren kosmetische Eingriffe. Uns schwebte ein radikaler Umbau vor.

Da erzählte mir doch unlängst eine Kollegin, sie wäre zu einer schulpolitischen Tagung eingeladen gewesen. Mit nachstehend zitierten Worten wurde die Versammlung eröffnet: *„Was ich Ihnen hier zu berichten habe, ist beschlossene Sache. Alles darüber Reden oder gar Philosophieren ist unnütz.“*

Und die anwesenden Kolleginnen und Kollegen blieben einfach sitzen. Manche beklagten sich danach zwar bitter. Aber eben: Sie blieben sitzen.

Der „Freie pädagogische Arbeitskreis“ hat sich bald einmal in der LehrerInnen-Fortbildung engagiert. Diesem Auftrag kommt er noch heute nach. An die 3'000 Menschen fühlen sich unserer Vereinigung und ihren Zielsetzungen verbunden.

Sie werden sich vielleicht fragen: Warum „Freier Pädagogischer Arbeitskreis“? Ich muss Ihnen gestehen: Es geschah auf Anregung eines älteren, von mir zutiefst verehrten Freundes. Ich muss sagen, es verstrichen viele Jahre, bis ich verstand, was er damit meinte: Nicht „frei“ von irgendwelchen Einschränkungen meinte er, sondern frei für etwas. Wofür denn? Frei für einen immerzu neuen, möglichst unverstellten Blick hin

zum Kind.

Daran gilt es zu arbeiten, stellt sich das Gegenteil davon - der defizitorientierte Blick - bei uns doch oft geradezu reflexartig ein.

Wo bleiben da die Fragen, das Staunen über das Geheimnis jedes einzelnen Kindes? Etwa: Wer bist du? Oder: Mit welcher Botschaft bist du da?
Was willst du mir – so wie du nun einmal bist - sagen?

Stellt Euch vor, wir würden es verpassen, diese Fragen wieder und wieder aus tiefstem Herzen zu stellen! Und zwar ohne nach vorschnellen Antworten zu haschen.

Die immer häufiger anzutreffenden „schwierigen“ Kinder, die uns Lehrerinnen und Lehrern, Kindergärtnerinnen und Eltern das Leben schwer machen, fordern uns ganz schön heraus. Wie leicht schleicht sich die Meinung ein, sie wären „ nicht richtig“, „verhaltensgestört“ oder ... und es läge an uns, sie zurechtzubiegen. Schule als Reparaturwerkstatt.

Unsere Schulen – ich wage, das zu behaupten – funktionieren nur noch, weil ein Heer von Therapeuten ihr hinterher eilt, um das Schlimmste – ihren Zusammenbruch - zu verhindern. Schule als Komapatient!
Das kann doch nicht sein! Schule, die künstlich am Leben erhalten wird!

Unlängst meinte eine Kollegin zu mir: „Das Bemühen derer, die sich für unsere Schule verantwortlich fühlen, beschränkt sich darauf, ihr Funktionieren aufrecht zu erhalten. Nicht mehr. Wer es sich erlaubt, das eine oder andere in Frage zu stellen, wird als Nörgler abgestempelt und zum Schweigen gebracht. Der Lohn stimmt. Die direkte Arbeit mit den Kindern befriedigt mich. Aber der ganze Rest stimmt überhaupt nicht!“

Eine Schule, die nur noch funktioniert, ist eine traurige Angelegenheit. Aus einer solchen Schule hat sich das Leben verflüchtigt. Bedauernswerte Schülerinnen und Schüler, die ihr doch immerzu nur das eine sucht: **Das unmittelbare Leben!**

Unlängst beobachtete ich ein dreijähriges Kind. Es war ganz allein, ins Spiel vertieft. Da war ein Kind, eine Pfütze und ein Stück Holz. Musste für einen Moment stehen bleiben und hinschauen. Ich spürte: Etwas durch und durch „Heiliges“ (auch Heilendes) war da im Gange. Wäre gerne länger stehen geblieben, scheute aber zugleich davor zurück.

Da meditiert man, wie ich, über Jahrzehnte, versucht sich, auf die Dinge einzulassen, anwesend zu sein. Und dann dieses kleine Kind!

Ein anderes Bild:

Ich beobachte an einem kalten Wintermorgen ein vielleicht dreijähriges Kind auf der frisch verschneiten Wiese. Ein kleines Kind und – viel Schnee. Und das ganze Kind ist Frage.

Wie ist Schnee?

Mir kamen die Tränen und ich fragte mich, warum denn eigentlich?
Diese uneingeschränkte Hingabe und Anwesenheit waren es, die mich rührten.
Habe in der Folge auch mein Lehrerleben rückblickend bedacht und mir die Frage gestellt: Was hast du nur falsch gemacht? Was ist es wohl, das den Lerneifer der Kinder in der Schule oft radikal einbrechen lässt?

Kinder, innig ins Spiel vertieft, nehmen wir vielleicht beiläufig wahr, übersehen gerne das Unerhörte. Ist es nicht die intensivste Form, Leben zu erfahren?

Und die große Frage, die sich mir da aufdrängt:

Wie gestalten wir den Übergang in die Schule?
Was tun, damit zumindest etwas von dieser Lebensintensität über den Schuleintritt hinaus erhalten bleibt?

Zugegeben: eine schwierige Frage!

Lara, meine Viereinhalbjährige, ist heute früh ganz munter aufgestanden und war sofort im Spiel vertieft. Ich fragte mich: Woher kommen diese Eingebungen zum Spiel? Sie entspringen, denke ich, der Zeit vor dem Aufwachen. Da wurde etwas über die „Schwelle“ mitgebracht.

Wir konnten sie eine $\frac{3}{4}$ Stunde spielen lassen. Aber dann war es Zeit für den Kindergarten. „Lara, anziehen! Wir müssen gehen!“, ermahne ich sie. Verdutzt schaut sie zu mir auf und – „das Spiel ist aus!“

Will an dieser Stelle noch etwas einschieben:

Wenn man den Titel dieser Tagung liest, könnte man meinen, es ginge in erster Linie um Methodisches, Didaktisches, um das Spiel-Element als methodischen Kniff.
Es ist mir ein Anliegen, an dieser Stelle festzuhalten, dass es hier um wesentlich mehr gehen muss. Übersehen wir eines nicht:

Vielen Kindern in dieser Welt geht es schlecht!

Und ich füge hinzu: Fast keiner schaut hin.

Viele Eltern, Lehrerinnen und Lehrer fühlen sich heute müde, am Rand ihrer Kräfte und wissen oftmals nicht mehr ein und aus! Da kann es den Kindern nicht gut gehen! Ich will nicht dramatisieren. Ich werde noch manch Hoffnungsvolles heute Abend und morgen ansprechen, aber vor den Nöten vieler Kinder in dieser heutigen Welt dürfen wir die Augen nicht verschließen!

Es geht ihnen natürlich nicht erst seit PISA schlecht. Und ich muss Ihnen sagen: Die Aussichten, dass es ihnen in absehbarer Zeit besser gehen wird, sind schlecht. Laut ist der Ruf nach Bildungsstandards, nach Normierung des Lernens. Das ist globalisierte Monokultur. Das ist der Untergang der Schule, der

Lebensschule zumindest. Leben lässt sich niemals organisieren. Leben stellt sich ein, wenn man ihm die erforderlichen Freiräume gewährt. Alle Bemühungen zur Vereinheitlichung der Schule nagen an ihrem Lebensnerv. Eine denkbar unheilvolle Entwicklung bahnt sich da an. Ihr gilt es Einhalt zu gebieten.

Wenn Sie mich nach der Ursache der zum Teil sehr ernüchternden Ergebnisse der PISA-Studie fragen, will ich einmal ganz schlicht sagen: In manchen Schulen Europas ist es kalt geworden. Sie wissen, wie ich das meine. Nicht äusserlich kalt – innerlich, meine ich.

Die Schulatmosphäre ist offensichtlich so, dass sie das Lernen eher hindert denn fördert. So einfach sehe ich das.

Maria Luisa Nüesch hat deutlich gemacht, dass nur ein Kind, das in ausreichendem Masse Geborgenheit und Zuwendung erfährt, überhaupt erst ins Spiel kommt.

Was tun, wenn es um viele Kinder kalt geworden ist?

Der Kinder- und Jugendtherapeut Henning Köhler plädiert dafür, dass die Schule „soziale Wärmeräume“ schaffen müsste. Es wären zugleich auch angstfreie Räume.

Was wir natürlich auch nicht übersehen dürfen: In manchen Elternhäusern ist es ebenso kalt geworden. Mutter und Vater gehen ihrer Arbeit nach und sehr viele Kinder sind über Stunden täglich allein gelassen.

Wer muss hier in die Lücke springen? Bitte wer, wenn nicht die Kindertagesstätten, Kindergärten und Schulen?

Über 40 % der Kinder in der Stadt Basel - natürlich auch anderswo! - kommen heute schon ohne Frühstück in die Schule. Viele davon (insbesondere die ganz Kleinen!) haben, ehe sie in die Schule kommen, schon ein bis zwei Stunden vor dem Fernseher zugebracht. Mahnrufe seitens der Bildungsbehörden bleiben ungehört.

Wer springt da in die Lücke? Wo gibt es (für die Kinder, die ansonsten leer ausgehen) ein Frühstück? In der Schule natürlich. Wo denn sonst?

Meine Vorstellung von Schule beginnt in der Tat mit dem gemeinsamen Frühstück. Schule als ein Raum, als ein Hort im wahrsten Sinne des Wortes, wo Menschen sind, Erwachsene, die die Kinder, die hier Aufnahme suchen, freudig erwarten. Schule als Grossfamilie.

Was brauchen Kinder?

Sie brauchen eigentlich nur sehr wenig. Aber dieses Wenige bekommen sie heute oftmals nicht mehr.

Nach 25 Jahren Unterrichtserfahrung weiss ich zwar nicht, wie ein Kind lernt. Das ist mir bis heute ein grosses Geheimnis geblieben. Was ich beobachtet habe ist, dass ein jedes über die Jahre (beginnend mit dem ersten Lebensjahr) seinen ganz individuellen Lernstil entwickelt. Ich weiss auch, unter welchen Umständen das Lernen leichter oder eben schwerer fällt. Und das hat sehr viel mit mir und dem familiären Umfeld der Kinder zu tun. Einem sozial „unterkühlten“ Kind fällt das Lernen immer schwerer. Nur mit brachialer Gewalt können wir es dahin bringen. Lernen muss aus freien Stücken passieren ansonsten verkommt es zur Dressur.

Die PISA-Studie ist nicht einfach schlecht. Sie hat nur manchen den Blick hin zu den wesentlichen Fragen verstellt, behaupte ich einmal. Etwa zur Frage:

Wie lernt ein Kind?

Vorschnelle Antworten sollten wir uns da, wie gesagt, verbieten.

Auf der Reise hierher habe ich in der Zeitung gelesen: Es wird geschätzt, dass allabendlich an etwa 80.000 kleine Kinder in Deutschland nach 10 Uhr noch vor der Glotze sitzen. Was das für sie bedeutet, wage ich mir nicht auszumalen. Dass zu langes Fernsehen die Fettleibigkeit fördert, auch schon im Kindesalter, ist eine Erfahrung, die man in Amerika gemacht hat.

Das hat die Schulverantwortlichen in der Stadt Zürich aufgeschreckt und „über Nacht“ wurden die Kolleginnen und Kollegen angehalten, dafür zu sorgen, dass sich die Kinder während zusätzlich 20 Minuten täglich bewegen.

Eigentlich eine ganz gute Idee. Den Kolleginnen und Kollegen bleibt es überlassen, wie sie das Geforderte umsetzen wollen. Und ich fürchte, dass da eine mir wesentlich scheinende Frage vergessen geht, nämlich:

Wie steht es um die innere Bewegung?

Fettleibigkeit ist nicht nur ein Problem fehlender äußerer Bewegung. So einfach ist das auch wieder nicht. Da gibt es gewiss auch einen Zusammenhang mit fehlender innerer Beweglichkeit. Zu fragen wäre also: Wie kann die Schule die Kinder vermehrt auch innerlich in Bewegung versetzen? Worin zeichnet sich die rundum – ich meine: SchülerInnen, LehrerInnen und Eltern - bewegende Schule aus?

Maria Luisa Nüesch hat viel von der inneren Bewegung der Kinder gesprochen. In diesem Zusammenhang ist natürlich die Anregung der kindlichen Phantasie von grosser Wichtigkeit. Darin bestätigen uns neuerdings auch die Neurologen. Sie reden in diesem Zusammenhang von sogenannten Intermediärräumen, sprich „Zwischenräumen“ oder „Leerstellen“. Wo immer im Alltag der Kinder die Phantasie ins Spiel kommt, ist das Gehirn ganz anders herausgefordert. Jede echte (nicht rhetorische) Frage im Unterricht schafft solche Freiräume und spornt das Kind an, sie auszugestalten. Das ist ein durch

und durch schöpferischer Prozess, der das Gehirn viel komplexer beansprucht, seinen Stoffwechsel und damit seine Lebendigkeit fördert.

Quintessenz: Eine innerlich bewegende Schule wirkt rundum gesundend, das heisst aufbauend. Im Gegensatz dazu bewirken jegliche Einseitigkeiten einen Abbau.

Dies wiederum können wir aufgrund eigener Erfahrungen sehr wohl bestätigen. Nichts ermüdet mehr als eine einseitige, monotone Beanspruchung. Und umso erfrischender wirkt vielseitiges Gefordertsein.

Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Schule?

Vorausgeschickt sei: Wir unterrichten über weite Strecken sehr ineffizient. Das liegt natürlich in erster Linie an uns Lehrerinnen und Lehrern. Unlängst vertrat für mich sehr glaubwürdig ein Kollege die Meinung, dass sich ein durchschnittlich begabtes Kind den Lernstoff der ersten sechs Schuljahre - unter optimalen Umständen - innerhalb von 7 – 8 Wochen aneignen könnte! Das halte ich, wie gesagt, keineswegs für abwegig. Bleibt nur die Frage nach den „optimalen Umständen“.

Mir schwebt da eine ganz andere Schule vor, einer Schule – so könnte ich sagen – mit wesentlich mehr „Bodenkontakt“. Wir brauchen heute in der Tat mehr „Tief-“, denn „Hochschulen“. Versteigt sich die Schule verfrüht in realitätsferne, spricht abstrakt-theoretische Sphären, kommt ihr das Leben abhanden. Sie wird „blutleer“.

Was langweilen sich Kinder in unseren Schulen! Muss das sein! Muss Schule – wie böse Zungen meinen - ein Ort sein, an dem die Kinder lernen, Langeweile zu ertragen.

Eine „Tiefschule“, wie ich sie meine, bringt die Kinder zuerst einmal ins Tun, in ein sinnvolles Tun. Der Sinn dessen, was die Kinder tun, muss für sie unmittelbar einsehbar sein. Was bietet sich da an: Arbeit an der Erde, auf dem Bauernhof, im Wald, im Schulgarten. Elementares Handwerk am Bau, in der Küche, in der Werkstatt (Weben, Töpfern, Schmieden etc.).

Was alle Kinder mögen: Arbeiten. Anfänglich hat es mehr den Charakter des Spiels. Was beiden gemeinsam ist: die Ernsthaftigkeit. Der Übergang ist fließend.

Der Schulalltag – so meine Vorstellung – soll damit beginnen. Die ersten zwei Stunden am Tag sollen ganz diesem Tun gewidmet sein. Was gearbeitet wird, muss dem Alter und den Kräften der Kinder natürlich angepasst sein.

Im zweiten Teil des Vormittags soll dann erst ein mehr reflektierender Teil folgen: Schulisches Lernen im engeren Sinn.

Was ist ein intelligenter Mensch?

Wenn ich sehr vehement dafür plädiere, dass die Kinder (der unteren Klassen) einen Großteil des Tages werktätig verbringen sollen, weiß ich, dass wir in ihnen damit ein Denken veranlassen, das diese Welt so dringend braucht – ein praxisnahes Denken. Was ist damit gemeint?

Ein Grossteil dessen, was ein Handwerker denkt, wird praktisch umgesetzt. Das ist bei einem so Professor nicht der Fall. Er denkt über die Dinge nach. Und dabei bleibt es in der Regel.

Konkret bedeutet das: Was ein Handwerker denkt, wird Schritt für Schritt auf seinen Realitätsbezug hin überprüft. Was dem nicht standhält, erweist sich als Denkfehler und ruft nach einer sofortigen Korrektur. Das Denken des werktätigen Menschen ist in diesem Sinne keineswegs frei oder unabhängig. Es muss sich bestehenden Gegebenheiten unterordnen. Übergeht es sie, rächt sich das postwendend. Die (statisch) falsch gerechnete Brücke bricht bei der ersten Belastungsprobe ein. Das sind für den Betroffenen ungemein heilsame Erfahrungen.

Ein Freund von mir, Führungskraft eines grossen Konzerns, meinte unlängst: Das Beste für Jugendliche heute, unabhängig davon, was sie für später einmal ins Auge fassen, ist eine Berufslehre. Die überwiegende Mehrheit von Führungskräften, die er kenne und die ihm kompetent erschienen, haben einmal so angefangen. Und das hätte viel mit ihrem realitätsnahen Denken zu tun. Zwischen Theoretikern und Praktikern bestehe in den Betrieben in aller Regel ein kaum überbrückbarer Graben. Am Phänomen der grassierenden Arbeitslosigkeit und unserer Rat- und Hilflosigkeit in ihrer Bekämpfung, zeigt sich das Manko besonders krass.

In dieser Welt gibt es zurzeit fast nur zwei Gattungen arbeitstätiger Menschen: Solche, die zu viel und solche die zu wenig arbeiten. Ich kenne kaum Menschen, die ein menschen-würdiges Maß an Arbeit bewältigen. Das ist ein Unglück für beide.

Arbeit in dieser Welt gibt es genug. Sie ist nur schlecht verteilt.

Es gibt gewiss viele Gründe, die zu Arbeitslosigkeit führen: Ein gerne übersehener: Der Egoismus. Ohne dass manche lernen, von dem Zuviel, was sie haben, etwas abzugeben, sei es Arbeit oder Geld, wird sich nie eine Lösung finden lassen. Wenn ehrliche Politiker immer mal wieder meinen: „Leute, wir können da nichts machen“, haben sie eben recht. Wir, jeder Einzelne unter uns, ist angesprochen.

Ich gehe einmal davon aus, dass ein jeder mit einem ganz bestimmten, einmaligen Potential auf die Welt kommt und es ihr schenken möchte. Also müsste sich ein jeder immer mal wieder fragen: **Was will ich denn wirklich?**

Manche sind angesichts dieser Fragen verlegen. Sie müsste aber immer und überall Priorität haben. Und ich bin davon überzeugt: Erst wenn wir damit einmal – in einem gewissen Masse zumindest - ernst machen, wird sich einstellen, was man gewöhnlich **Arbeitsfrieden** nennt.

Wo immer ein Mensch Gelegenheit hat, das Seine der Welt zu geben, ist darüber hinaus der Anfang für eine hohe Form von Freiheit gegeben.

Ich laufe hier Gefahr, als hoffnungsloser Idealist abgestempelt zu werden. Ich sage es dennoch.

Ich muss zum Schluss kommen.

Die Voraussetzungen dazu, dass die Welt mal ganz anders aussehen wird, werden in der Kinder- und Schulzeit gelegt. Ob dieser Umschwung einmal gelingt, ist eine Krafftfrage. Und an dieser Stelle muss natürlich gefragt werden:

Wo keimen diese Kräfte?

Wie werden Kinder stark – rundum, an Leib und Seele?

Ich sagte es schon:

- Indem wir ihnen die erwähnten „Zwischenräume“ gewähren und sie herausfordern, diese – kraft ihrer Phantasie - selbsttätig auszugestalten.

- Indem wir alles daran setzen, gerade in den ersten Schuljahren, dass sie in genügendem Masse mit ihren Händen tätig sein dürfen, um damit die Grundlage für ein gesundes, sprich realitätsnahes Denken zu veranlagern.

Ich will Ihnen noch ein Beispiel erwähnen:

In Zürich wird zurzeit in auserwählten Schulen eine neue Form des Übergangs vom Kindergarten in die Schule geprüft. Basisstufe nennt man das. Sie fast die Kinder im Alter von 6 – 8 Jahren in einer Gruppe zusammen. Individualisierend sollen die einen dabei mehr spielerisch, die anderen mehr schulisch gefördert werden. Ob das so geht, will ich einmal dahingestellt lassen.

Ich las jedenfalls kürzlich einen ersten Erfahrungsbericht dieser „Schulen“.

Die Kinder hätten gespielt, wird da berichtet. Dann wäre eine Lehrperson gekommen und hätte drei gezeichnete Tafeln auf den Boden gelegt: ein Hahn, eine Henne und ein Küken waren darauf abgebildet. Ich habe freilich gar nichts dagegen, Kindern den Unterschied zwischen einem Hahn, einer Henne und einem Küken beizubringen. Die Frage ist nur: Wie? Und Wann?

Zum Ende des Berichts war dann noch davon die Rede, dass die Urteile der Eltern dieser Kinder sehr gemischt wären. Die der älteren hätten zunehmend Angst, die Kinder würden zu viel spielen und zu wenig lernen! So gross ist die Verwirrung heute, so gering das Verständnis für den Wert des kindlichen Spiels. Was ausserdem zu beobachten ist: Eine diffuse (die Kinder) ungemein lähmende Angst – als Gesellschaftsphänomen schlechthin. Angst als Vitalitätskiller Nummer ein.

Die Hirnforscher haben dahingehend übrigens gerade sehr Interessantes erforscht. Musizieren schliesst das „Angstfenster“, sagen sie. Künstlerisches Tun als Angstprävention.

Also ich gebe zu, meine Vision von Schule ist eine idealistische. Aber ich bin davon überzeugt, es ist an der Zeit, dass wir diese alte Schule, ein Flickwerk sondergleichen, sobald wie möglich einfach sterben lassen, aber ganz und gar – und damit die Voraussetzungen für einen echten Neuanfang schaffen. Und in allem, was dann für diesen Neuanfang bedacht wird, müssen die Fragen stehen:

Was ist ein Kind? Wie wird ein Kind zum ganzen Menschen?

Und wir tun gut daran, diese Fragen einmal einfach offen zu lassen. Um – mit Rilke zu reden – „eines fernen Tages in die Antwort hineinzuleben.“

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit!

„Das spielerische und das künstlerische Element in der Waldorf-Pädagogik“

Daniel Wirz

Der Direktor eines Gymnasiums meinte bei der Verabschiedung seiner Schüler kürzlich: "Ihr habt gewiss gar manches bei uns gelernt, aber eines, fürchte ich, hat Euch nie jemand gesagt. Deshalb will ich die letzte Gelegenheit wahrnehmen und es nachtragen." Dann hielt er lange inne bevor er sagte: „Keine Angst, nur ein Satz: Der Mensch ist unsichtbar.“

Eine Lappalie, mag sein und doch, wie weit gelingt es uns im Alltag, danach zu leben? Ich meine: Wie leicht verfallen wir darauf, den Menschen nach seinem Äußeren zu beurteilen?

Ernst Schwald hat gestern Pestalozzi zitiert. Da will ich heute anknüpfen.

„Ihr sollt an unserer Hand Menschen werden, wie das Göttliche, das Heilige in Euch will, dass Ihr Menschen werdet!“, hiess es da.

Das tönt ganz schön und gut. Niemand wird sagen: „Nein, das ist Unsinn.“ Aber wieder die Frage:

Was heißt das im Alltag? Wie setzen wir das um?

Was ist das Heilige im Kind? Wie das Göttliche im Kind finden?

Da spricht man nicht gerne darüber. Unantastbar, meint man vielleicht, wäre dieses Heilige. Das stimmt zum einen auch, aber wenn es bloß eine Ahnung bleibt oder ein frommes Gefühl – ich meine das jetzt nicht abwertend, gar nicht – ich weiß nicht, ob den Kindern damit dient ist? Es muss Leben werden. Gelebte Haltung als „innere Ausrichtung“ meines Denkens über Kinder. Es müsste in der Begegnung mit den anderen Menschen Praxis werden. Eine hohe Anforderung – weiß ich schon!

Ich kenne nicht alle reformpädagogischer Ansätze, aber ich glaube, die Waldorfpädagogik ist die einzige, die ganz entschieden mit dem Ansinnen Pestalozzi ernst machen will. Ich nenne das eine „spirituelle Pädagogik“.

Was meine ich damit? So viele reden heute von Spiritualität, von der Notwendigkeit einer spirituellen Weltsicht. Manche sind längst aufgebrochen, sie zu suchen.

Wo kann man sie finden? Im Jetzt, im Andern und insbesondere da, wo nichts ist, im

„Dazwischen“. Da ist es – das Geistige. Immer da, wo wir im Sinnlichen an Grenzen stossen, ist es nahe. Das ist für manche Menschen heute unfassbar. Sie überlassen es gerne den Theologen und Philosophen, diese Räume zu erkunden. Aber entweder gibt es den Geist – immer und überall – oder es gibt ihn eben nicht.

Und so hab ich es mir hier mit diesem Vortrag nicht leicht gemacht: Ich will versuchen, mit Ihnen über das Unsichtbare, die Zwischenräume zu reden. Von dem Einen zu reden und dem Andern, das ist nicht so schwierig, aber von dem, was dazwischen ist – da wird es anspruchsvoll. Denn da ist ja nichts! Und doch ist da alles!

Wie kann die Schule die Kinder auf dem Weg zu sich, zu diesem unsichtbaren Menschen, zu diesem innersten Kern begleiten?

Manche denken, das kann nicht unsere Aufgabe sein. Dann beschränkt man sich, im Extremfall beschränkt sich Schule darauf, Wissen zu vermitteln. – Nicht meine Vorstellung von Schule, das haben Sie längst gemerkt. Ich habe eine sehr hohe Vorstellung von Schule, aber die ist sehr anspruchsvoll in der Idee und noch viel anspruchsvoller in der Ausführung.

- 2 -

Wenn es schwierig wird, greifen manche zu Bildern. Power-point-Präsentationen sind da beliebt. Äussere Bilder mögen oftmals hilfreich sein. In meinem Fall kann es aber nicht darüber gehen. Ich werde es mit inneren Bildern zu tun haben. Mit Bildern, die ich in Ihnen allen, wenn ich es schaffe, hervorrufen kann.

Warum mein Bemühen? Weil ich weiß, dass es im Wesentlichen darum gehen muss, die innere Bildkraft des Menschen zu fördern, vorerst zu wecken, dann zu pflegen. Wir leben alle in einer Welt, die uns pausenlos – vom Aufwachen bis zum Einschlafen – mit Bildern überschüttet, auch mit akustischen Eindrücken.

Um deutlich zu machen, was ich meine, muss ich auf das gestern Abend mit Hahn, Huhn und Küken Angedeutete (Basisstufe) zurückkommen. Was da auf dem Boden lag, waren schwarz auf weiß die Umrisse eines Hahns, einer Henne und eines Kükens. Im schlimmsten Fall bemerken die Kinder: Den Hahn erkennt man an dem Kamm und die Henne an dem fehlenden Kamm. Und die Küken an ihrer Kleinheit. Ist das wesentlich? Da kann es doch nicht nur um den Kamm gehen! So etwas vorerst rein Äusserliches interessiert auch kein Kind. Ein gesundes Kind, wird nicht einmal diesen marginalen Unterschied feststellen.

Die gezeichneten Hühner lagen, wie gesagt, auf dem Boden. Hühner liegen aber in der Regel nicht auf dem Boden, außer sie sind tot. Hühner gehen, Hähne stolzieren. Ehe man Kindern diese Tiere nahe bringen möchte, müsste man selber vorerst einmal gut hinschauen, um auszumachen, was ihren vorerst verborgenen Charakter ausmacht. Vielleicht entdeckt man dann am Ende, selber ganz verduzt: Was der Hahn außen hat, hat das Huhn innen.

Der Hahn ist äußerlich eine ganz schön imposante Erscheinung. Nicht bloß seines Kammes wegen freilich. Sie kennen alle wunderschöne Hähne mit ihren bunten Federn, dem hoch aufgerichteten Schweif und dem leuchtend roten Kinnlappen. Imposante Erscheinungen sind es, wie gesagt! Und wie sie hochehobenen Hauptes herumstolzierend über die ihnen untergebenen Hühnern wachen. Ruckartig sind ihre Bewegungen. Das fällt insbesondere im Kopfbereich auf. Abrupt wird der Kopf immer mal wieder in die eine oder andere Richtung geworfen.

Die Hühner können einem daneben auf den ersten Blick fast ein bisschen leid tun. Dieser ganze äussere Pomp geht ihnen ab. Da ist kein Kamm, da sind keine bunten Federn, kein Schweif. Aber: Wer legt die Eier? Und wer brütet sie hingebungsvoll aus? Es sind die Hennen. Bei ihnen hat sich das „Reichtum“, wie man sieht, nach innen verlagert.

Dann könnte man den Kindern auch schildern, was die Hühner fressen und wie sie fressen. Da erfährt man einiges über ihr Wesen, das unsichtbare: Wie sie ruckartig mit ihren Schnäbeln zu Boden fahren, Körner aufpicken und sie unzerkaut schlucken. Hühner fressen mit Vorliebe Körner. Was sind Körner? Samen. Woher kommen die Samen? Aus den Blüten verschiedener Pflanzen. Wo sitzen die Blüten? Ganz oben an der Pflanze. Körner fressen die Hühner und - Eier legen sie. – Das passt doch zusammen! Körner stehen am Anfang, Eier auch!

Und um dieses Bild noch ein bisschen bunter erscheinen zu lassen, könnte man den Kindern noch ein anderes schildern: Auf dem Bauernhof gibt es nebst den Hühnern noch ganz andere Tiere, die fressen nie Körner. Sie fressen ausschliesslich das, was aus den Körnern wird. Ausgewachsene Pflanzen mit Stengel, Kraut und Blüten. Gras fressen diese Tiere, haufenweise Gras, ja, tonnenweise Gras. Große, schwere Tiere sind es mit großen, dunklen etwas melancholischen Augen. Sie blicken nicht so wie die Hühner. Ganz langsam wenden sie den grossen schweren Kopf, mal da, mal dort hin und schauen dabei etwas verloren drein. Das ist kein Blicken. Das ist ein Glotzen.

Und so wie die Hühner den lieben langen Tag Körner vom Boden aufpicken und fressen, verdauen die Kühe. Mit ebensolcher Inbrunst. Im weiteren könnte man die Kuh als ein Wesen schildern, das ganz nach innen gewendet ist, sich ganz diese Stoffwechselprozessen hingibt. Da bleibt wenig Aufmerksamkeit für das Äussere. Die Kühe sind immer so ein bisschen in sich versunken, nicht so wach und gackrig und gickrig, wie die Hühner. So eine Kuh macht eben Muh. Ein Tier, das ganz in seinem Leib ruht. Aus diesem Leib wird ein Kalb geboren – kein Ei – ein Kalb, ein weitgehend ausgereiftes Jungtier. Und die Kuh gibt Milch, und ohne Milch ist das Gedeihen der Kälber, aber auch die der Kinder, auf dieser Welt nicht zu denken.

Das war andeutungsweise ein Beispiel, um einen Zwischenraum – den zwischen Kind und Huhn, bzw. Hahn - zu füllen. Das Kind hat das unausgesprochene Bedürfnis, was es außen wahrnimmt, innerlich zu erfüllen, zu einem Teil seiner selbst zu machen. Was

Kinder langweilt und in diesem Sinn in keinem Falle bildet, ist das Verweilen in der äußeren Wahrnehmung.

Dass Schülerinnen und Schüler ab der ersten Klasse stapelweise Vordrucktes erhalten, das sie dann noch auszumalen haben, ist eigentlich ein Unding, ein ziemlich sinn- und zweckloser Zeitvertreib. In der Regel jedenfalls nicht viel mehr.

Bildung – meine lieben KollegInnen und Kollegen – Bildung ist das, was übrig bleibt, wenn wir einmal alles vergessen haben. Das ist Bildung.

Worauf kommt es denn beim Unterrichten letzten Endes an?
Wie bereiten wir uns am besten vor?

Rudolf Steiner stellt in einem Vortrag zur Frage der Effizienz unseres Unterrichts zwei in ihrem Ansatz denkbar unterschiedliche Lehrer vor. Er schildert, wie sich die beiden während der Ferien für das neue Schuljahr vorbereiten.

Der erste sitzt an seinem mit einer Fülle von Unterlagen übersäten Schreibtisch, geht das Programm des vergangenen Schuljahres noch einmal minutiös durch und prüft in wie fern, das eine oder andere noch verbessert werden könnte. Er entsinnt sich aller „Pannen“ im Unterricht des abgelaufenen Jahres und ist entschlossen, die gemachten Fehler auszumerzen. Das hat er schon über ein paar Jahre so gehalten. Und nicht ganz ohne Stolz denkt er bei sich: Noch ein paar Jahrgänge und meine Programme sind perfekt.

Der andere sitzt am nahezu leeren Pult. Da sind nur ein paar Heftchen, in die er seine Beobachtungen während des Jahres sorgfältig notiert hat. Sie betreffen weniger die Leistungen seiner Schülerinnen und Schüler als ihr Befinden, ihre Stimmungen, ihren Charakter. Jedes Kind ist ihm ein Rätsel, dem er gerne auf die Spur käme. In seinem Urteil ist er aber sehr zurückhaltend, wägt immer wieder ringend ab, ob wohl mehr das eine oder andere zutrifft. Jeden und jede ruft er sich in Erinnerung, trägt zusammen, was er an Beobachtungen zusammengetragen hat und fragt sich, wie er im neuen Jahr die Entwicklung einzelner Schülerinnen und Schüler noch besser fördern könnte. Die Unterrichtsvorbereitungen des vergangenen Schuljahres hat er – wie das seine Gewohnheit ist – samt und sonders weggeschmissen.

Anzufügen wäre noch: Der erste genießt im Kollegium und in der Elternschaft ein hohes Ansehen. Weniger Sympathien hat er auf Seiten der Schülerinnen und Schüler. Einige beklagen sich gar und meinen: „Wir kommen da gar nicht vor!“

Der zweite ist unter den Kolleginnen und Kollegen und im Kreis der Eltern nur zum Teil beliebt. Da gibt es auch sehr kritische Stimmen. Nicht so auf Schülerseite: Hier ist er sehr beliebt. Manche Schüler vertrauen sich ihm vertrauensvoll an, wenn der Schuh drückt.

Steiner schildert in dem Vortrag dann noch die Situation, dass beide Lehrer vom Direktor ihrer Schule besucht werden. Dieser will von ihnen wissen, wie sie sich für das neue Schuljahr vorbereitet hätten.

Sie ahnen gewiss, wie die Geschichte ausgeht. Ich will mich kurz fassen. Vom ersten ist er beeindruckt. Für das Anliegen des zweiten hat er kaum Verständnis und entlässt ihn auf der Stelle.

Das Wesentliche im Erziehen und Unterrichten spielt sich in einem imponderablen Bereich ab – und imponderabel heißt: unmessbar, unfassbar, unauslotbar.

Ich will jetzt noch einmal an den Anfang zurückkehren, zu der Frage nämlich:

Wie ist das mit dem Übergang von der Vorschul- in die Schulzeit?
Was bricht da genauer besehen ein?

Ich habe gesagt: Die Vorschulzeit ist von dieser Einheit von Lernen, Spielen und Arbeiten geprägt. Alles geschieht mit einem – ich wage den Ausdruck! – „heiligen Ernst“. Vorschulkinder sind in ihrem Lerneifer nicht zu bremsen. Aber dann kommt die Schule und – öfter als einem lieb – ist die Lernfreude, zumindest in der beschriebenen Intensität, verflogen. Müsste man nicht alles darauf verwenden, sie zu erhalten, im besten Falle bis weit in die Schulzeit hinein.

Ich denke, das wäre eine Illusion. Was nämlich zu beachten ist: An dieser Schwelle kippt in den Kindern etwas. Schritt für Schritt erwacht das Vermögen in ihnen, das zuvor immerzu an die äussere physische Bewegung gebundene Erleben zu verinnerlichen. Phantasiekräfte werden frei. Steiner weist darauf hin, dass es sich hier um umgewandelte Wachsumskräfte handelt. Was zuvor ganz der Ausreifung und „Individualisierung“ der Organe (bis hin zu den zweiten Zähnen) diene, wird schrittweise frei und seelischen Prozessen verfügbar.

Ein zweites muss auch noch bedacht werden. Das Lernen (Leben überhaupt) ist bis zum Übergang in die Schule weitgehend selbstbestimmt. Keine Mutter, kein Vater wird jemals zu seinem Kind sagen: So mein Lieber, jetzt wär's aber an der Zeit, dass Du Dir mal Gehen lernst! Viel Nachahmung ist da im Spiel, wie wir wissen. Verstehen wir es auch? Dieses Nachahmungsphänomen? Ich kann nur sagen: Wenn wir damit die Vorstellung verbinden, dass es diese Kraft ist, die es dem Kind erlaubt, alles äusserlich Wahrgenommene einfach zu kopieren, sind wir noch weit von einem Verständnis dessen entfernt, was in der Nachahmung tatsächlich vorliegt. Darauf näher einzugehen verbietet mir aber leider die fortgeschrittene Zeit.

Es wäre aber natürlich erstrebenswert, den Anteil selbstbestimmten Lernens möglichst hoch zu halten. Da tun sich allerdings in der praktischen Umsetzung grosse Schwierigkeiten auf.

Auch auf die will ich an dieser Stelle nicht näher eintreten.

Auf die Frage:

Was verstehst Du unter Phantasie?

will ich aber doch noch einmal kurz eingehen.

Im Verständnis sehr vieler Menschen handelt es sich dabei um etwas durchaus Nettes, auch Erstrebenswertes. Für lebensnotwendig oder gar lebensentscheidend halten es aber nur wenige.. Künstlern gesteht man sie in hohen Masse zu – aber, wie gesagt, es geht auch ohne dieses Accessoire.

Wer so denkt, verkennt die Phantasie bei weitem. Ich halte sie für eine mit Blick auf das ganze Leben ungemein wichtige innerseelische Gestaltungskraft. Wenn wir im Leben immer mal wieder weder ein noch aus wissen, ist es diese Kraft, die uns ganz ungeahnte neue

Wege auftut. Phantasie könnte auch übersetzt werden mit Einbildungskraft. Sie macht es möglich, alles, was mir in der Welt begegnet zu meinem Eigenen zu machen. Diese Gabe, die äussere Welt zu verinnerlichen, lässt in meiner Seele einen unerhörten Reichtum entstehen.

„Hab' acht auf deinen inwendigen Garten“, sinnierte einmal ein alter Mystiker. Und ich weiss von Menschen – Süchtige wissen darum – die, da wo sich in uns ein Garten auftut eine Wüste haben. Und damit lebt sich's schlecht, sagen sie.

Sich von dem, was aussen ist, innerlich ein Bild zu machen, ist Voraussetzung dafür, mich überhaupt in Beziehung zu setzen. Ansonsten bleibt mir die Welt ein sinnlos zusammen-gewürfeltes Sammelsurium.

Wie man aus der Salutogenese-Forschung heute weiss, ist unser Gefühl des Dazugehörens, d.h. Sich-in-Beziehung-setzen-könnens erste Voraussetzung für unser Gesundsein und Gesundbleiben. Wer sich nicht verbinden kann, neigt dazu, viel häufiger zu erkranken.

Darum müssten wir Lehrpersonen und Erzieher unbedingt wissen.

Wir wissen so viele Dinge, auch im Pädagogischen, aber warum setzen wir sie nicht um?

So etwa weiss man seit etwa 40 Jahren: Künstlerisches Tun mit Kindern, etwa Musizieren, fördert die Kinder auch im Bereich des mathematischen Denkens und in ihrer Sozialkompetenz. Aber bis heute, wenn gespart werden soll, streicht man zu allererst Stunden in diesem Bereich. Neuerdings haben wir da auch Schützenhilfe seitens der Hirnphysiologie, die die Zusammenhänge klar bestätigt.

Ich wage hier zu behaupten: Mit jeder Stunde, die wir im Kunst- und Handwerksbereich streichen, handeln wir uns das Doppelte an Therapiestunden im Laufe des späteren Lebens eines Menschen ein. Darin bin ich mir ganz sicher.

Die erste Frage, die sich heute jede Schule stellen muss, wenn sie Reformen ins Auge fasst:

Was können wir dazu beitragen, dass unsere Kinder gesund bleiben?

Darüber hinaus: Und wenn Kinder, was heute leider schon sehr oft der Fall ist, gesundheitlich angeschlagen in die Schule kommen – wie können wir in diesem Falle heilend wirken?

Ich habe dahingehend einiges angemerkt. Sie erinnern sich: Schule auf dem Bauernhof, im Wald, in der Werkstatt. Das ist alles andere als nostalgisch. Ich mache hier nur mit Erkenntnissen ernst, die wir längst haben und endlich umsetzen müssten.

Ich wiederhole noch einmal: Das Lebenselement jüngerer Kinder ist die Bewegung. Die Neurologen fügen hinzu: Die Intelligenzentwicklung der Kinder gründet in der Bewegung. Lernen im Kindesalter ist immer unmittelbar verknüpft mit bewegen. Kommt sie zu kurz, gerät auch das Lernen ins Stocken.

Wir haben ganz viele und immer mehr Kinder, die unter Allergien leiden. Unter Bauernkindern, so hat man mit Erstaunen festgestellt, übrigens auch unter Schülerinnen und Schüler von Rudolf Steiner-Schulen, ist diese Erscheinung markant seltener anzutreffen.

Immunkrankheiten machen uns seit geraumer Zeit, wie Sie wissen, ganz besonders zu schaffen. Das Immunsystem vieler Mensch ist geschwächt. Im Falle der Allergie tut sich der Organismus schwer darin, zwischen Fremdem und Eigenem zu unterscheiden. Übertragen ins Seelische könnte man davon ausgehen, dass dem ein geschwächtes Ich zugrunde liegt. Anknüpfend an das, was ich schon gesagt habe, geht eine Ich- oder Persönlichkeits-schwächung mit einem Mangel an Einbildungskraft einher. Wo immer wir, die Einbildungs-, spricht Phantasiekraft auf den Plan rufen, ist auch das Ich – als eigenschöpferische Kraft – gefragt.

Wenn ich also für einen Unterricht plädiere, der gezielt gerade diese Kräfte im Kind fördert, beziehe ich solche Zusammenhänge mit ein. Phantasieförderung als Aids-Prävention. Sie verstehen?

Was sich daraus selbstredend – als Forderung an die Schule von morgen – ergibt:

Zwischen Medizin und Pädagogik muss eine enge Zusammenarbeit angestrebt werden.

Gesundheitserziehung ist seit einiger Zeit in der Schweiz ein Thema. Zu lange beschränkte sie sich auf Drogenprophylaxe, Ernährungslehre und physiologisches Schulmobiliar. Ich werde dann vorerst kaum verstanden, wenn ich deutlich machen will, dass es in erster Linie die Unterrichtskultur oder eben Unkultur ist, die Kinder (und Lehrpersonen) krank macht. Ich denke da etwa an verschiedenste Unterrichtsstile oder das unterschiedliche Engagement der Lehrerinnen und Lehrer im Bereich der Beziehungs- oder Gemeinschaftspflege.

Sie können sich leicht ausmalen, dass ein Lehrer, der primär mit Angst und Druck operiert und sich tendenziell dem verbindlichen Kontakt zu seinen Kindern entzieht, ganz anders auf die Kinder wirkt – gesund- oder eben krankmachend.

Für diese Fragen müssen wir sensibler werden.

An der Schumatmosphäre entscheidet sich im Wesentlichen die Frage ob Schule taugt oder eben nicht. Was die förderliche Schumatmosphäre ausmacht, ist nicht so leicht auszumachen. Nur: Ein stimmiges oder eben unstimmigen Schul- oder Lernklima lässt sich keineswegs präzise definieren. Da spielt manch Unwägbares mit. In erster Linie wird

unser eigenes Befinden bestimmend sein. Aber auch dies wiederum nicht bloss äusserlich betrachtet.

Ich will Ihnen da zum Schluss auch manch Tröstliches sagen. Wir machen ja alle Tag für Tag eine ganze Menge von Fehlern – und lernen, was uns sehr zu wünschen ist, daraus. Diese Fehler, insbesondere wenn wir sie selber – ausgesprochener- aber auch unausgesprochenermassen erkennen – verzeihen uns die Kinder in aller Regel grosszügig. Was ihre Toleranz betrifft, sind sie uns ja ein leuchtendes Vorbild. Und ich sage Ihnen an der Stelle noch eines, es geht noch weiter: Sie messen uns nämlich nicht an dem was wir sind, sondern an dem, was wir werden wollen. So weit reicht ihr umfassendes Wahrnehmen, dass sie – nebst dem Gegenwärtigen – auch das Zukünftige in uns erfassen.

Das mag Sie auf Anhieb vielleicht befremden. Ich bin mir aber eigentlich sicher, dass es so ist. Jedes Kind kommt mit einem ganz bestimmten Lebensentwurf in diese Welt.

Dieser, glaube ich, umfasst wesentlich mehr, was wir für gewöhnlich annehmen. Wenn sie sich für uns entscheiden, wissen sie gewiss auch um unsere Schwächen. An ihnen wollen sie wachsen – und uns dabei am liebsten mitnehmen.

Ich will zum Schluss kommen und Ihnen noch von einer Begegnung erzählen, die erst wenige Tage zurückliegt und mich geprägt hat. Es geht mir darum, einen heute für viele kaum fassbaren Begriff etwas zu klären. Ich meine den des „Künstlerischen“. Der künstlerische und der spielerische Aspekt der Waldorfpädagogik sind nahezu identisch. Dass wir uns mit dem Verständnis des Künstlerischen so schwer tun, hängt gewiss auch damit zusammen, dass wir – von wenigen Ausnahmen abgesehen – allesamt in ganz und gar kunstlosen Schulen groß geworden sind. Uns fehlen da schlicht elementare Erfahrungen.

Entsprechend blutleer entpuppt sich unser Kunstbegriff.

Ich war zur Vernissage eines älteren Künstlers eingeladen. Angeregt durch eine Frage aus dem Publikum, erzählte er, wie seine Bilder entstehen. Stellen Sie sich bitte vor: Er malt gegenständlich in Öl. Zumeist sind es schlichte Alltagsgegenstände, die er auf die Leinwand bannt. Da hing auch das Bildnis einer alten, zerschissenen Puppe. Und er begann:

„Ich war in Paris, habe den ganzen Tag in meinem Atelier fleissig gemalt. Gegen Abend, ziemlich müde, machte ich mich zu einem Spaziergang auf. Wollte mir wieder mal den berühmten Pariser Flohmarkt ansehen. Und ich ging so zwischen den Ständen durch,

betrachte dies und jenes. Dann musste ich plötzlich stehen bleiben. Mein Blick fiel da auf eine alte, ziemlich havarierte Puppe. Und ich konnte nicht anders und musste sie kaufen. Und dann passierte es: Von einer schwer zu beschreibenden Unruhe gepackt kehrte ich ins Atelier zurück und malte bis in die frühen Morgenstunden. Fast wie ein Besessener.

Aber was war es denn, das ihn so handeln liess, wollten die Anwesenden nun doch von ihm in Erfahrung bringen. An dieser Stelle kam er ins Stocken. Eine grosse Scheu war auch spürbar, über diese Dinge überhaupt zu reden.

Ich fasse zusammen, was er nun meinte: Wenn Künstler – und da sind sie den Kindern ganz nahe – auf einen Gegenstand hinblicken oder besser hinschauen, springt Ihnen aus diesem das unmittelbare Leben, entgegen. Denken sie an die vielen Kinder, die einmal mit dieser Puppe gespielt, sie zum Leben erweckt haben. Und Spuren dieses Lebens sind natürlich noch in Fülle vorhanden – wenn man sie sieht. Der künstlerische Blick ist es, der die Gegenstände dahingehend wie entzaubert, wiederum ans Leben „anbindet“.

Ein Künstler und ein Kind sind immer auf der Suche nach dem Leben. Von diesem wie magisch angezogen, drängt es sie wieder und wieder diesem „geheimen“ Leben Ausdruck zu verleihen. Ganz im Sinne Paul Klees, der einmal meinte: „Kunst gibt nicht Sichtbares wieder sondern sie macht sichtbar.“ – Was macht sie sichtbar? Das Unsichtbare, Geistige, das hinter allen Dingen steht, sie einmal überhaupt hat werden lassen.

Literatur:

Köhler, Henning: Schwierige Kinder gibt es nicht (Buch oder CD)

Largo, Remo H.: Kinderjahre